

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 155.

Donnerstag, 18. Juni.

1931.

„An alle!“ / 20000 Mark Belohnung!

Die Geschichte eines Plakates und seiner Folgen.

Von E. Tschauer.

(Schluß.)

(Nachdruck verboten.)

Er holte seine „Musterkollektion“. Überprüfte ihren Inhalt.

Den Probeband des neuerschienenen Konversationslexikons, die Musterbücher der Romanserie „mit bequemster Zahlungserleichterung“, die Exemplare der Hausfrauenzeitschrift mit gleichzeitigem Versicherungsabonnement, den rosaflorenen Modellbüstenhalter und den Damenstrumpf „Prima Waschseide! Oft kopiert, nie erreicht!“

Rrrrring! schrillte die Klingel.

Überrascht wandte Siegfried den Kopf nach der Tür.

Er erwartete doch niemanden.

Ein Herr im Motorbreif?

„Bitte? — Sie wünschen?“ fragte Siegfried erstaunt.

Der Herr nahm die Schutzbrille vom Gesicht.

Lachte und sprudelte ausgelassen hervor: „Guten Tag, Herr Riese! Nett, daß ich Sie noch antreffe! — Ich wollte mir das Buch holen, das ich neulich bei Ihnen vergessen habe. Mein Rad hatte eine kleine Panne. Es ist unten in Reparatur, und ich wollte gleich die Gelegenheit benützen, wegen des Schmötters zu Ihnen heraufzukommen. — Störe ich Sie?“

„Aber nein! Gar nicht! Sie können doch selbstverständlich hier oben warten, bis der Schaden behoben ist!“

Siegfried wunderte sich selbst über die Stimme, mit der er es sagte. In dieser Stimme war nichts mehr von Verlegenheit und Unsicherheit und Herzklappen. Nur ein leises, fast uneingestandes Erstaunen.

Méribel dankte. Rahm in dem hohen, dunkelroten „Kunden“-Plüschsessel, gegenüber dem Schreibtisch, Platz. Schlenkerte die Autobrille in der Hand und plauderte bunt durcheinander von dem gestrigen Ausflug, von dem Mechaniker, der das Wohnungschloß hatte aufbrechen müssen, von ihrem Motorrad.

Und deutet im Gespräch zum Fenster hinüber:

„Was für eine schöne Blume Sie da haben! Blüht die auch?“

„Wo denn? Welche?“ Siegfried sah fragend auf.

„Ach, die —“ fügte er gedehnt hinzu, als Méribel auf den Majolikanaß zuschritt.

Was doch Frauen für einen komischen Geschmack hatten! Ihm war noch nie aufgefallen, daß die winzige Zimmerlinde eine solch beachtliche Erscheinung sein sollte! Jetzt befühlte sie auch noch die Blätter von dem offenen Gewächs.

Méribel spähte durch die Scheiben. Auf die Straße. Auf den Zigarrenladen. Die Pelargonienreihen am Vorgarten der Konditorei.

„Wunderhübsch! Und so weich, wie Samt —“

„Ehem, ja —“ meinte Siegfried. „Ja —“

Zu langweilig, sich über einen Blumentopf zu unterhalten! Er hatte schon in der Schule für Naturkunde nie ein besonderes Interesse und demzufolge darin auch nie ein — Wissen besessen. Zu langweilig!

Konnte man nicht auf ein anderes Gebiet überlenken?

Da hatte er plötzlich eine Idee.

„Wie wäre es, wenn wir heute nachträglich die Tasse Kaffee trinken würden, zu der es am Sonnabend nicht mehr gekommen ist?“

Die Frau drehte sich hastig um.

„Ich bin einverstanden. Natürlich!“ und lehrte sich wieder den Blumen zu. Ihre Finger trommelten gegen das blaue Gefäß.

Sonderbar, daß es die so zum Fenster zieht! dachte Siegfried.

„Also, dann müssen Sie mich für eine kurze Weile entschuldigen!“

Er wandte sich ins Nebenzimmer.

Mein Gott, fiel ihm plötzlich ein, in dem Blumentopf habe ich ja mein Geld!

Und nach den letzten mysteriösen Vorfällen in seiner Behausung konnte man Siegfried nachfühlen, daß er insgeheim wünschte, seine Besucherin möchte sich doch lieber wieder in den „Kunden“-sessel setzen und — in Gottes Namen! — in ihrem Roman lesen.

Instinktiv blieb er noch einen Moment stehen und warf einen Blick auf den hohen Trumeaux in Frau Kulisches Salon, in dem sich ein Teil seines Büros widerspiegelte.

Fräulein Berne verließ ihren Platz. Ging auf den Ofen an der gegenüberliegenden Wand zu und beugte sich — beugte sich — daran war kein Zweifel — zu den Eisentürchen.

Siegfried wurde verwirrt.

Was sollte denn das bedeuten?

Er rückte laut an einem Stuhl, um sein Kommen anzukündigen und die unangenehme Situation eines Überraschens zu vermeiden, und kehrte in sein Zimmer zurück.

„Für Ihren eigenmächtigen Ausbruch vom Sonnabend müßten Sie mich heute eigentlich durch Ihre Mithilfe entschädigen“, sagte er schnell. „Wollen wir den Kaffee nicht gemeinsam brühen?“

Méribel hielt es für besser, seinem Wunsche Folge zu leisten.

In der Küche teilte man sich in die Vorbereitungen. Méribel erklärte sich bereit, die Herstellung des schwarzen Trankes zu übernehmen. Siegfried füllte und ordnete Zuckerschale und Milchkännchen auf einem Tablett.

„So, nun werde ich noch rasch meinen Tisch abräumen!“ bemerkte er leichtthin. Ging hinaus.

Und stand abermals eine Sekunde unschlüssig in seinem Zimmer.

Sonderbar! Ob sie etwas im Ofen suchte? Oder sah er nur Gespenster?

Hast mechanisch öffnete er die Ofentür. Sah hinein. Ein Paket? Ein Kleid? Ein Damenkleid? — Ja wie kam denn das hierher? Das war doch überhaupt das Kleid, das Fräulein Berne neulich anhatte!

In Siegfrieds Kopfe begann es zu kreisen. Er griff noch einmal in den Kaminschlund.

Ja, um Himmels willen, da war doch noch etwas! Ein Lederbeutel! Steine — Ringe — Nadeln! Eine Perlenkette!

Sein Blut stockte. Das Herz hämmerte bis in die Finger- und Zehenspitzen. Die Füße revoltierten gegen ihren angestammten Dienst.

Das waren — er hatte das Verzeichnis oft genug gelesen — das waren bestimmt die gestohlenen Schmuckstücke aus dem „Splendid“.

Mit dem überhellen Sinn solcher Schicksalschweren Minuten begriff er plötzlich alles.

Ihr Interesse an Kriminalfällen. Die angebliche Befichtigung des Büros. Ihr seltsames Gebaren am Fenster. Sie war verfolgt worden und hatte sein Zimmer benutzt, um zu entkommen. Daher auch ihr jähes Verschwinden. Und das seines Jädetts und Hutes! Ihren heutigen Besuch —

Jetzt hieß es handeln! Handeln und vor allen Dingen nicht die Fassung verlieren! Sie durfte ihm seine Aufregung um keinen Preis anmerken!

Er schloß rasch die Tür zum Korridor ab und steckte den Schlüssel in die Tasche, verstaute seine Entdeckungen wieder im Ofenloch.

„Herr Riiiieee!“ rief Meribel aus der Küche.

„Ja, ja, ich komme schon!“

Im Salon nebenan traf er mit ihr zusammen. Sie brachte das Tablett mit dem Kaffeegedeck. „Mir fehlen noch die Tassen!“

„Ach, die besorge ich gleich.“

Er geleitete sie ins Zimmer. Zog die Tür hinter sich zu. Riegelte vorsichtig ab — das Schließen hätte man vernahmen können — und raste durch den Hinterausgang die Treppen herunter.

Noch eine andere Person geriet unmittelbar darauf in helle Aufregung, als sie Siegfried Riese mit einem Schupobeamten auf die Nummer 33 zusteuern sah: die Händlerin unten am Obstkarren.

Sie ließ Wagen und Apfel treulos im Stich und rannte hinter dem beiden her.

Zeigte ihre Karte. Hörte den Angaben zu, die Siegfried mit fliegendem Atem, in abgerissenen Sätzen hervorstieß. Betrat zuerst den Raum, den dieser öffnete. Und schritt auf die Frau zu, die erschrocken vom Sessel auffuhr.

„Ich erkläre Sie für verhaftet.“ Sie griff nach der rechten Hand, über die eine feine Schramme lief. „Anna Warnowski — bitte, folgen Sie dem Beamten!“

Siegfried horchte auf. Musterte die Sprecherin. Die Stimme kannte er doch! Und das Gesicht — das gehörte doch der Heiratskandidatin von gestern, die keinen Witwer wollte und an die Dollarerbischaft des Magistratsbeamten nicht glaubte.

„Sie erriet seinen Gedankengang.“ „Stimmt schon, ich bin's! — Nichts für ungut, wenn ich nun doch nicht mehr mit der Anzahlung zu Ihnen komme! Als Entschädigung winken Ihnen ja jetzt wohl die ausgesetzten zwanzigtausend Mark. Gratuliere herzlich!“

Und in diesem Moment erst dachte Siegfried Riese an die Belohnung. An das Geld. An die zwanzigtausend Mark! Das hatte er in seiner Erregung ganz vergessen.

Er sah wehmütig nach der Tür ins Nebenzimmer, durch die der Beamte und die Verhaftete gegangen waren, wischte sich mit dem Handrücken das Haar aus der Stirn und erwiderte leise:

„Eigentlich — wären mir die fünftausend Mark vom Geldbroschiel lieber gewesen!“

* * *

Als es dunkel wurde, marschierte, den Kleisterkopf in der einen, eine mächtige Papierrolle in der anderen Hand, der Anschlagleber durch die Straßen und leimte jeweils einen großen, weißen Zettel auf das brandrote Plakat.

— Ende. —

Wolkenloser Tag.

Der Himmel wölbt sich rein und unbefleckt, die Menschen sind in hellen Glanz gestellt, und alles Leiden dieser trüben Welt ist lieblich von der blauen Kuppel überdeckt.

Der Tag strahlt segnend seine Güte aus und blüht verlockend wie ein schöner Traum in unsres Daseins engbegrenzten Raum — er gießt die Sonne tröstend über jedes Haus . . .

Wilhelm Neureuther.

Tschiangkaiſcheſ.

Von Ewen Hedin.

Als wir Knaben waren, ging Ewen Hedin seine Forscherpfade allein, nur von einigen kühnen Eingeborenen und treuen Tieren begleitet. Heute hat er eine fast unfassbare Wandlung durchgemacht; fast unfassbar für den, der in Hedin den Typ des alten Alleingängers der Wissenschaft sah. „Ich bin eine Art Zentralfigur, wo alle Fäden zusammenlaufen und von wo aus ich die verschiedenen im Felde arbeitenden Gruppen meiner riesigen Expedition überwache und leite. Ich bin Organisator und Verwaltungsbehörde geworden, die ihren Sitz in Peking, am Chsin-gol, in Urumtschi, Stockholm, Peking und Nanjing, in Boston und wieder in Stockholm hatte.“ So sagt Ewen Hedin in seinem neuen Buche über die berühmte Mienexpedition: „Rätsel der Gobi. Die Fortsetzung der Großen Fahrt durch Innerasien in den Jahren 1928—1930.“ (Verlag F. A. Brockhaus, Leipzig.) Diese Expedition also ist die glanzvolle Krönung der fast vierzigjährigen Arbeit Hedins im Dienste der Forschung. Wir entnehmen dem Buche nachstehendes Kapitel:

Am Abend des 5. März gab die Gesellschaft der Wissenschaften uns zu Ehren ein Bankett, an dem auch Chiang Mon-ſin teilnahm. Co Ching-chu hielt die Festrede, und ich erwiderte mit einem kleinen Vortrag über unsere Expedition, der durch Ausführungen von Professor Siu ergänzt wurde.

Gerade zu dieser Zeit ballte sich wieder ein Unwetter in China zusammen, und der Bürgerkrieg drohte größere Ausmaße anzunehmen als bisher. Es galt ein entscheidendes Ringen zwischen Tschiangkaiſcheſ und Nanjing auf der einen Seite und Li Tſung-ren auf der andern Seite, dem Generalgouverneur von Honan und Hope, die zusammen mit Wu Han (Buchang und Hantou) die Kwangsi-Gruppe genannt wurden. Li Tſung-ren hatte gegen den Willen der Zentralregierung den früheren Gouverneur von Hope, Lu Ti-ping, abgesetzt und weggejagt, der von Tschiangkaiſcheſ beschützt wurde und sich in Nanjing befand. Li Tſung-ren, der sich in Schanghai aufhielt, verfügte, wie es hieß, über dreißig Divisionen zu je 12000 Mann, die in verschiedenen Teilen seines Machtbereiches verstreut waren. Tschiangkaiſcheſ sollte 200000 Mann unter den Fahnen haben. Ein Gerücht meldete, bei Kiu-ſiang hätten bereits Zusammenstöße stattgefunden, und die Spannung war ungeheuer. Der Krieg schien unvermeidbar. Der Brand konnte jeden Augenblick in helle Flammen ausschlagen. Das große Fragezeichen war Fung Yü-hsiang, der christliche Marschall. Seine Truppen wurden auf 250000 Mann veranschlagt, und er selbst spielte die Rolle der Zunge an der Waage. Niemand wußte, welche Haltung er einnehmen werde, und im Grunde war er ein Feind beider streitenden Gruppen. Die innerpolitische Lage in China hatte für uns die allergrößte Bedeutung. Wenn die Stellung der Regierung geschwächt wurde, dann stand zu erwarten, daß der Generalgouverneur von Sintsang sich nicht mehr an ihre Befehle halten, sondern uns nach eigenem Gutdünken behandeln würde. Die Gerüchte überstürzten sich, und wir verfolgten den Lauf der Ereignisse mit steigender Aufmerksamkeit. Auf den Straßen von Nanjing war nichts Ungewöhnliches zu merken — höchstens, daß die Tore von Sia-twan um 9 Uhr geschlossen wurden und daß man von Gendarmen untersucht wurde, wenn man zu den Toren hinausfuhr. Aber bald waren wir den Gendarmen bekannt, und sie ließen uns ohne weiteres durch.

Am 8. März empfing uns der Staatspräsident Tschiangkaiſcheſ. Auf der Fahrt zur Audienz steuerten wir zuerst zu Professor Siu Ping Ch'ang, der in dem „Gasthaus zum Trommelturm“ wohnte, nicht weit vom Trommelturm, der seine wichtigen Massen über die Häuser der Stadt erhebt und von dem aus mehrere Straßen strahlenförmig nach verschiedenen Teilen von Nanjing

gehen. Darauf holten wir unsern Freund, den Minister Tsai Yuan-pei, ab, der versprochen hatte, uns zu begleiten und dem mächtigen Mann vorzustellen. In der Mitte des großen Saales, in den wir geführt wurden, stand ein langer Tisch, an dem die Beratungen des Ministeriums stattfanden. Eine wichtige Sitzung war gerade anberaumt, — es galt ja den Krieg gegen Wu Han und die Kwangsi-Gruppe. Die innerpolitische Spannung hatte ihren Höhepunkt erreicht, und eigentlich wunderte es uns, daß der verantwortliche Staatslenker sich die Zeit nahm, uns zu empfangen und unsere Angelegenheiten anzuhören, die dem drohenden Kriege so fern wie möglich lagen. Wenn das Kriegsglück ihm zuwider war, wenn Fong Yu-hsiang sich mit seinen Feinden vereinigte, dann waren Tschiangkai-schei und seine Regierung aus dem Spiele.

Es war daher nicht verwunderlich, daß der Präsident ernst aussah, als er von Sun Fo und mehreren andern Ministern begleitet in den Saal trat. In starrer militärischer Haltung kam Tschiangkai-schei auf uns zu und bat uns, Platz zu nehmen. Er war groß und schlank und trug eine einfache feldgraue Uniform von europäischem Schnitt ohne irgendein Abzeichen, das seinen hohen Rang verriet. Seine Art war höflich, aber gemessen, und er hatte keine Zeit zu feierlichen Verbeugungen oder altmodischen Nebensarten. Der Eisenbahnminister Sun Fo, der Sohn Sun Yat-sens, machte den Dolmetscher, und der Präsident wandte sich sogleich an mich und stellte einige Fragen nach der Expedition, ihrem Arbeitsfeld und ihren Plänen. Er bat, unsere Wünsche erfahren zu dürfen, und wollte dann demgemäß seine Befehle erteilen. Darauf sprach er eine Weile mit Professor Siu Ping Chang, der ihm etwas eingehender den Verlauf der Expedition und unsere Hoffnungen für die Zukunft darlegte. Schließlich beauftragte der Präsident, daß er jetzt so wenig Zeit habe, aber er hoffe, uns bei einer späteren Gelegenheit als seine Gäste bei sich zu sehen. Wir verabschiedeten uns, und der Ministerrat konnte beginnen. Bei der Audienz waren drei von den fünf Leitern der Yuans zugegen, nämlich Tsai Yuan-pei, Tan Yuan-kai und Hwang Chung-hueh.

Später am Tage machten wir dem General Lu unsere Aufwartung. Er empfing uns in einem kleinen, einfachen Raum, wo wir an einem runden Tisch mit Tee bewirtet wurden. Zu unsern Plänen, jetzt oder später nach Kantsu zu reisen, äußerte er, daß dies sehr gut ginge, nur müßten wir uns auf Raubüberfälle gefaßt machen und daher gut bewaffnet sein. Da Kantsu eine von Fong Yu-hsiangs Provinzen sei, werde uns der Marschall zweifellos eine Begleitmannschaft bewilligen und alle die Befehle geben, die für unsere sichere Durchreise nötig seien.

Schließlich hatte ich versprochen, im Ging-ling College, einem amerikanischen Seminar für junge Mädchen, einen Vortrag zu halten. Ich hatte ein paar Tage vorher im Christlichen Verein Junger Männer einen Vortrag gehalten und war bei der Vorführung unseres Films von zwei kleinen, reizenden Chinesinnen einfach angesprochen worden, die mich baten, auch ihnen von meinen Schicksalen zu erzählen. Natürlich war es unmöglich, ihnen ihre Bitte abzuschlagen, und so befand ich mich nun in ihrer Schule vor einer Zuhörerschaft von lauter chinesischen Mädchen und ihren amerikanischen Lehrerinnen. Nur drei oder vier Herren machten von all der weiblichen Schönheit ab, und einer von ihnen war der alte Minister Tsai Yuan-pei.

Obgleich wir erst den 9. März schrieben, hatten wir in Nanjing bereits vollen Sommer, und erquickende Lüfte zogen über meinen sonnigen Balkon. Hier herrschte ein ganz anderes, weiches und milderes Klima als in Peking. Von der innerpolitischen Spannung merkte man nicht viel. Die Bewohner von Nanjing nahmen alle Gerüchte ruhig und gelassen auf — vermutlich waren sie an Krieg und Kriegsgerüchte gewöhnt. Im Jahre 1927 war es in Nanjing heiß zugegangen. Der englische Wirt des Jangtse-Hotels, in dem wir wohnten, erzählte, daß alles, was er besaß, und die ganze Einrichtung des Hotels geländert oder verbrannt worden war; er selbst war mit dem Revolver bedroht worden und hatte seinen Angreifern eine recht beträchtliche Geldsumme ausliefern müssen. Jetzt erwartete er ebensolche schlimme Zeiten und beabsichtigte daher, sich mit all seinen Wertachen und seiner Frau, einer Chinesin aus Formosa, nach Schanghai zu begeben und das Hotel der Obhut seiner Diener zu überlassen. In dem Augenblick, wo auf dem Kanonenboot draußen auf dem Fluß eine schwarze Flagge gehißt wurde, wollten alle englischen Untertanen an Bord gehen, denn dann war es, sein Leben vor den neuen Plünderungen zu retten. Jetzt konnte man jeden Augenblick erwarten, daß die schwarze Flagge wehging. Um einer Wiederholung der blutigen Ereignisse des Jahres 1927 auszuweichen, hatten die englischen und amerikanischen Konsuln in Nanjing ihren Landsleuten geraten, sich je eher, je besser nach Schanghai zu begeben. Die Ordnung und Sicherheit der neuen Hauptstadt wurden von ein paar tausend Mann der Peking-Polizeitruppe aufrechterhalten, die nach Nanjing verlegt worden waren. Hier patrouillierten sie nun in ihren dunklen Uniformen, mit Silberknöpfen besetzte Hüften auf dem Kopf und die Revolver im Koppel auf den Straßen einher und betätigten sich an allen Straßeneinkreuzungen als Verkehrsschlichter.

Am Rande der Menschheit.

Von E. v. Ungern-Sternberg.

Es gibt kaum etwas so Stilles in der Welt wie eine Nacht am Rande der Taiga. Unter dem kalten nächtlichen Dach breitet sich die Dämmerung wie ein seidener Teppich über endlose Weiten. Noch im Spätfrühling steigen Schneenebel auf, wallen und rauchen und bilden in wunderlichen Formen den Palast der Eiskönigin. Gigantische Blöcke, die starr und steif, mit schneeartigen Gesichtern in den wabenden Dunst hineintragen, sind die Fundamente zum Märchenbau. In den Löchern auf dem Strome gurgelt es leise. Die reißenden Wasser kämpfen mit dem Frost, er will die Lüden in der Eisbede nicht dulden und deckt sie immer wieder zu. Selten nur verirrt sich ein Mensch in jene kalten Oden, und wenn man einen Pelzjäger oder einen Unbekannten trifft, so greift man am besten nach der Waffe und hält den Finger am Drücker, denn selten bringt er Gutes. Die Taiga hat ihre finsternen Geheimnisse. Mord und Raub sind alltägliche Dinge, um die man sich abseits der Bahnlinie und der Städte wenig kümmert. Wenn irgendwo, in einem Lande der Sehnsucht, Menschen Brüder sein sollen, so schauen sie sich hier mit Wollsaugen an. Und wenn in den Zentren der Zivilisation der Stärkere den Schwächeren nur mit behandschuhten Fingern an die Kehle faßt, so schickt er ihm hier ohne alle Vorbereitungen eine Kugel ins Herz.

Den Winter hindurch liegen die Tundren auf Tausende von Meilen als eisgebundene Wüste da, selten nur kreuzt sie der Hundeschlitten eines Tungusen oder ein verwagener Jäger. Es ist das Land des Todes. Und doch, wenn sich der Schneesturm gelegt hat, der Mond die Einsamkeit mit silbernem Scheine durchflutet und das Nordlicht Farben von strahlenden Farben über den Himmel streut, dann geht der Eisfuchs in seinem weißen Felle auf die Jagd und erwürgt die Schneehühner. Schneulen gleiten langsam mit unhörbarem Flügelsschlag in die Dämmerung und der Wolf trabt durch sein Reich, lautlos, grausam und blutgierig.

Das Frühjahr kommt in Sibirien sehr plötzlich. Noch im Mai können beladene Schlitten über das Eis der kilometerbreiten Ströme fahren, die in das Eismeer münden. Aber dann braust plötzlich ein Sturm über die Taiga dahin, preßt auf die loder gewordene Eisschicht bis sie birzt und sich Scholle auf Scholle zu türmen beginnt. Aus dem Süden ertönt ein Losen und Krachen, das langsam näher kommt. Das Eis stößt und am Ufer bilden sich Strudel, es schmilzt nicht, denn die Schollen sind noch zwei und mehr Meter dick, es wird von dem furchtbaren Druck der anstürmenden Massen wie mit Hämmern zertrümmert. Gisch-tige Berge türmen sich auf wie weiße Ungeheuer, die alles mit sich fortreißen. In wenigen Stunden ist der Eisgang vorüber, und klar und durchsichtig gurgelt nun der Strom in seinen Ufern dahin. Dichte Wollen bedecken den Himmel. Rot, violett und grün beginnt das Moos zu leuchten, an dünnen Stengeln schwannt das Wollgras. Zugvögel fliegen zu Millionen herbei und lassen sich auf dem Strom und auf den Tümpeln nieder. Myriaden von Mäden steigen aus dem glucksenden Sumpf, schweben über dem Boden, ballen sich zusammen, teilen sich wieder und zerfließen. Bernstein-schnecken hinterlassen auf dem Moos eine schleimige Spur.

In den Tundren und in der nördlichen Taiga besteht die Herrschaft der Sowjets nur dem Namen nach. Die Tungusen, Jenesseier und Samojeden wissen wenig von den Dingen, die in Moskau vorgehen. Durch Jäger und Fischer am Unterlauf des Ob und Jenesse ist zu ihnen die Kunde gedrungen, daß ein neuer Zar regiere, aber sie kümmern sich wenig darum, und da auch die Missionare ausbleiben, so verfallen sie wieder ganz ihren alten heidnischen Gebräuchen, bringen ihren Göttern Opfer dar, beten die Wände an und treiben allerlei Zauberpfus. Wie nun die Sowjetzeitungen berichten, haben sich außerhalb der Reichweite der G. P. U. inmitten der Unermesslichkeit der Tundren Ansiedlungen von weißen russischen Flüchtlingen gebildet, die unter schweren Entbehrungen ihr Leben fristen, von Jagd und Fischfang leben und in der Annäherung von Schnee und Eis darauf warten, bis sie wieder in ein befreites Rußland zurückkehren können. Die Sowjetregierung hat einige ihrer Agenten in die Tundren entsandt, aber keiner von ihnen ist wieder gesehen worden, man nimmt an, daß sie den Strapazen erlegen oder erschlagen worden sind.

Der Mensch hat sich die Tundren noch nicht dienstbar zu machen verstanden, sie bieten ihm nur ein Versteck und eine Zuflucht. Wenn im Sommer für eine kurze Zeitspanne der Ob und der Jenesse von ihrer Eisbede befreit sind und Dampf aus dem Süden Sibiriens nach dem Eismeer verstreuen, dann finden die in der Taiga und in den Tundren versteckten Flüchtlinge die Möglichkeit, sich durch die Tungusen und Jenesseier das Allernotwendigste für ihr Leben zu beschaffen.

Die Jagd im hohen Norden Sibiriens verspricht kostbare Beute. Die Eingeborenen am unteren Jenesse erlegen jeder in einer guten Fangzeit 300 und mehr graue Eichhörnchen, die als Feh bekannten Pelze liefern. Das wilde Renntier, der

Eich und auch das Eichhörnchen liefern ihnen das zur Nahrung notwendige Fleisch. Mit dem Beinfell bekleiden sie ihre Schneeschuhe, um schneller dem Wild folgen zu können. Im Sommer flechen sie den Stör. Auch Bär, Fuchs, Hermelin und Wiesel werden gejagt. Ihre kostbarste Beute aber ist der Zobel, der in Netzen gefangen und dann erlegt wird, damit das teure Fell nicht Schaden leide. Mit der Jagd ist mancher Aberglaube verbunden. Wenn das Feuer knallt, so gilt das als ein gutes Vorzeichen, der Jenseite weiß, daß er dann viele graue Eichhörnchen erlegen wird. Wenn aus dem Herdfeuer ein Holzscheit fällt, so zeigt es die Richtung an, die der Jäger nehmen muß, wenn er Erfolg haben will. Flinten und Patronen sind ein seltener Besitz geworden, und so ziehen die Eingeborenen des sibirischen Nordens wieder wie ihre Vorfahren mit Pfeil und Bogen auf die Jagd hinaus; für jedes Tier gibt es eine besondere Pfeilart, mit der es erlegt wird. Die Treffsicherheit der Tungusen mit diesen primitiven Waffen ist erstaunlich.

Die weißen Russen, die vor den Bolschewiken in die Tundren und in die nördliche Taiga geflüchtet sind, müssen sich den Sitten und Gebräuchen der Eingeborenen anpassen, wenn sie ihr kümmerliches Leben fristen wollen, aber sie haben den Vorteil, einst der Kultur angehört zu haben, sie verfügen in den Augen der primitiven Urvölker der Tundra über große Zauberkräfte, und ihnen dienen die Götter des Windes. Es wird berichtet, daß es einem dieser Flüchtlinge gelungen ist, sich eine Radiostation zu beschaffen. Er und die Seinen haben sich aus Moos und Reisern Hütten gebaut und Möbel gezimmert. Kostbare Felle bedecken den Boden, ein Herdfeuer brennt. Das größte Wunder aber ist das Radio. Geisterstimmen singen und sprechen zu den staunenden Tungusen, die unsichtbaren Götter steigen aus den Wolken herab und berichten, was in Tokio oder vielleicht was in Berlin vorgeht. Die eingeborenen Schamanen opfern vor den großen russischen Zauberern, die soviel mehr als sie können, Schnaps und schütten ihn in alle Himmelsrichtungen, sie achten nicht auf die Erklärungen, die man ihnen gibt, sie wollen sie auch gar nicht verstehen, für sie bleibt alles Zauber und Geisterstimme. Und schließlich ... ist nicht auch der Klügste, der die Wunder der Technik und des Alters kennt, von tausend unbegreiflichen Geheimnissen umgeben?

Wunder geschehen! Im silbernen Glanz der Morgensonne ist der Borewin über das nördliche Sibirien geflogen, die Eingeborenen, die ihn erblickten, sind niederkniet und haben ihn als Göttergesandten angebetet. Im hohen Norden geht die Sage, daß sich die Zeichen der Apokalypse erfüllen und daß die Engel vom Himmel gestiegen sind.

Heute liegen die Tundren Sibiriens noch wüstabgeschlossen, in jungfräulicher Einsamkeit da. Es gibt Hunderte und Tausende von Kilometerstrecken, die kein Menschenfuß betreten hat, aber wie lange noch? Werden nicht in 10 oder 20 Jahren Flugzeuge jede Entfernung illusorisch machen? Wird man nicht mit derselben Leichtigkeit einen Sommerausflug in die nördlichen Tundren wie heute nach Dapland oder an das Nordkap machen können? Man behauptet, daß unter dem Eis und Moos, ebenso wie an der nördlichen Lena und am Alban, reiche Goldadern verstreut liegen und daß Platin geschürft werden kann. Die Schlupfwinkel der Eisfische, der Schneulen und die Verstecke der russischen Flüchtlinge werden dann ihr Ende finden.

Rechtzeitige Einsicht.

Von E. Van Eibth de Zende.

Der Gastherr, Lucien de Bessantière, sah seinen alten Freund, Erneste Mornier, einen Augenblick an und sprach dann ernst: „Mein lieber Erneste, wenn ich an deiner Stelle wäre, würde ich es bestimmt tun.“ Die beiden Herren saßen auf dem Rasen vor dem stolzen Schloß Bessantière. Von der Seite des Hauses hörte man zuweilen fröhliche Rufe, die von dem Tennisplatz kamen, aber sie achteten nicht darauf. Sie sprachen über ernsthafte Dinge, über das Lebensglück Erneste Morniers und über Marcelle Bessantière, die dieses Lebensglück bedeuten sollte.

Lucien de Bessantière fuhr fort: „Marcelle ist siebenundzwanzig, du bist dreißig, ich gebe zu, daß das ein großer Altersunterschied ist. Aber du hast dich gut konserviert, bist noch genügend trainiert, um allen Sport treiben zu können. Deine Haare sind weiß, aber das macht dich interessant; du trägst ein Glas, nun ja, wieviel junge Menschen tun das nicht? Du bist jetzt zehn Jahre Witwer, deine beiden Kinder sind gut verheiratet, ein tüchtiger oder über tüchtiger Schritt ist es also durchaus nicht. Und dann, Marcelle hat deutlich ihre Reizung für dich gezeigt, so deutlich, wie ein anständiges Mädchen sie nur zeigen kann. Sie ist hübsch und liebenswürdig und obendrein vermögend, so daß man sie keiner unlauteren Beweggründe verdächtigen kann. Und deshalb, lieber Freund, nimm einen guten Rat von mir an! Weist du, was du morgen früh tust? Nach dem Frühstück machst du mit deinem Hund den üblichen Morgen-

spaziergang und zum Ziel dieses Weges wählst du den Weiher im Tannenwald. Meine Frau hat mir gerade erzählt, daß Marcelle dort ihren Lieblingsplatz hat, wo sie jeden Morgen ein paar Stunden lieft oder träumt. Du kommst also, wie ein Ritter im Wald, und überrascht sie; du bittest sie um Herz und Hand und beim Lunch feiern wir eure Verlobung.“

Und am folgenden Morgen nach dem Frühstück ging Erneste Mornier mit seinem Hunde spazieren, gerade wie jeden Morgen. Er war ein so guter Freund der Bessantières, daß er sogar seinen Hund, einen kleinen Spaniel, Beertje genannt, mitbringen durfte, wenn er alljährlich einen Teil seiner Sommerferien auf ihrem Schloße verbrachte. Erneste Mornier wählte sofort den Weg, der nach dem Tannenwald führte, denn er hatte am vorigen Abend beschlossen, dem Rat seines alten Freundes zu folgen und mit Marcelle zu sprechen. Er fühlte sich frisch und munter; er hatte gut geschlafen. Das war der Vorteil seines Alters, überlegte er lächelnd, daß einem sogar Verliebtheit keine schlaflosen Nächte mehr bereite.

Er war bereits bis zum Anfang des Tannenwaldes gekommen und energisch schritt er in der kühlen Luft aus, die zwischen den dünnen Stämmen lag. Sieh, da sprang ein Kaninchen; das gab einen schönen Schuß, wie das Tier dort dreist neben dem Baumstumpf sitzen blieb. Schon ist Beertje hinter ihm her; ja, die Jagdnatur eines Spaniels verleugnet sich niemals. Er wollte Beertje sofort zurückschleusen, wartete aber doch noch, um zu sehen, was geschehen würde. Das Kaninchen würde wohl in seinem Bau verschwinden ... Aber nein, es schien ein besonders dummes Kaninchen zu sein, es sprang mit ängstlichen Sprüngen von links nach rechts, von rechts nach links. Und Beertje hinterdrein. „Das ist ja die sicherste Art, gepackt zu werden, kleines Dummkopf“, murmelte Erneste Mornier gutmütig, und er schiedte sich an Beertje zurückzurufen. Aber das war nicht nötig, denn da kam der Hund schon angelaufen, leuchtend und mit herausstehender Zunge. Nach dem Kaninchen, das weghäufte, sah er sich nicht mehr um.

„Was ist denn das?“ fragte Herr Mornier brummend. „Gibst du es auf, du, ein Jagdhund? Geh, geh, du bist ja kaum zehn Jahre alt, das ist doch noch nicht so alt. Du bist ein bißchen zu dick vom guten Leben, und du wirst ein bißchen grau um die Schnauze, das gebe ich schon zu, aber das ist doch noch kein Grund, es vollkommen aufzugeben?“

Während sein Herr ihn so zusprach, hatte sich Beertje hingelegt; der Spaniel hörte einen Moment zu leuchten auf und sah ihn mit seinen großen braunen Augen an, als ob er sagen wollte: „Herr, das ist nichts mehr für mich.“

Da wurde Herr Erneste Mornier plötzlich sehr nachdenklich. Er machte langsam, aber sehr entschieden kehrt und wandelte nach dem Schloße zurück.

Bei den Ställen traf er seinen alten Freund und Gastherrn, der dort, seine Morgenzigarre rauchend, auf und ab ging und ihn überrascht fragte:

„Aber Erneste, bester Junge, was ist denn los? Und ich dachte, daß du ...“

Mit einem trübem Lächeln antwortete Erneste Mornier auf den Hund zeigend:

„Beertje, es ist Beertjes Schuld.“

„Beertjes Schuld? Aber das verstehe ich nicht. Beertje tut doch niemand etwas zu leide?“

„Das ist es gerade“, sagte der andere trocken. „Beertje hat nicht einmal einem Kaninchen mehr etwas. Und der ist doch auch noch nicht so alt, wenn man ihn so laufen sieht ...“

Berechtigte Übertragung aus dem Holländischen von Lucie Blochert.

Scherz und Spott

Seine Erholung.

„Und Sie, Herr Buntschuh, nehmen Sie denn keine Ferien?“

„Doch — ich schicke meine Frau vier Wochen aufs Land.“ (Journal.)

Das Geschenk der Gattin.

„Fredo, ich habe zum Geburtstag für Dich eine große Überraschung!“

„Oh, Liebling ... was ist es denn?“

„Warte einen Moment — ich werds mal anziehen.“ (Everybody's Weekly.)

Am Morgen.

Er: „Hast Du heute Nacht das furchtbare Donnern gehört? Das war ja ein schreckliches Gewitter!“

Sie: „Nein, ich habe nichts gehört — aber warum hast Du mich denn nicht geweckt? Du weißt doch, daß ich kein Gewitter nicht schlafen kann!“

(Pages Gates.)